



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Levin Schücking.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des immer wachsenden Verbrechertums abzuschwächen, selbst auf die Gefahr hin, mit einem System zu brechen, welches zwar der jetzigen Zeitströmung angepaßt ist, aber bisher keine greifbaren Erfolge gezeitigt hat.

Dresden.

Rittner.



Levin Schücking.



ie „Lebenserinnerungen,“ welche Levin Schücking seit längerer Zeit in den Westermannschen Monatsheften veröffentlichte, sind in der That der Abschluß einer langen und überaus vielseitigen literarischen Thätigkeit geworden. Der vielgenannte Romanschriftsteller, der nach gewissen Seiten hin eine der eigentümlichsten Erscheinungen der modernen Literatur war, hat sein Dasein am 31. August d. J. in Bad Pyrmont beschlossen.

Die äußern Lebensschicksale des westfälisch-rheinischen Schriftstellers verdienen ein tiefergehendes Interesse, nicht nur weil sie reich, mannichfaltig und im guten Sinne wechselnd gewesen sind, sondern weil sie auch den Schlüssel zu der literarischen Besonderheit Schückings und der Wirkung seiner zahlreichen Arbeiten geben. Levin Schücking ist ein namhafter, aber niemals ein erfolgreicher Schriftsteller gewesen in dem Sinne, in welchem man das Wort „Erfolg“ in der Gegenwart versteht. Er hat eine merkwürdige Zwischenstellung in unsrer Literatur eingenommen. Durch Geburt, Erziehung, mannichfache Traditionen und Verbindungen, wohl auch durch Regungen eignen Gefühls gehörte er zur katholischen Gruppe innerhalb der neuern deutschen Literatur, welche in ihrer Eigenart und Bedeutung noch nicht hinreichend gewürdigt ist, obschon sich ihre Wirkungen auf den verschiedensten Gebieten empfindlich geltend machen. Durch gewisse Momente seiner Bildung, durch die Tendenzen, welchen er sich in den dreißiger und vierziger Jahren angeschlossen hatte, durch die Einsicht, daß der wesentlichste Teil der deutschen Kultur und Geistesentwicklung aus protestantischem Geiste stamme, schied er sich von jenen ultramontanen Dichtern und Journalisten, welche in seiner Heimat erwachsen. Aber auch hiervon abgesehen, stimmte Levin Schückings Erscheinung nicht mit den hergebrachten Gruppierungen überein. Die deutsche Literatur hat zwar immer Talente seiner Art gehabt, aber diese sind nie durch allzudeutliche Anerkennung verwöhnt worden. Im Sinne unsrer Gelehrten war Schücking trotz einer vielseitigen und auf gewissen Punkten sehr gründlichen wissenschaftlichen, namentlich historischen Bildung immer

nur ein „Belletrist“, ein Schriftsteller für den Tagesbedarf. Wenn er etwas wußte und gelernt hatte, um so schlimmer für ihn. Die Formen, in denen sein reich genährter Geist, sein Wissen sich ausdrückte, waren unzüchtige. Unter den Männern der „Berufsliteratur“ aber blieb Schücking, trotz des Respekts, den er einflößte, immer isolirt. Er war eine zu vornehm angelegte Natur, um mit der Masse unsrer Belletristen und Journalisten übereinzustimmen. Er gehörte, trotz seiner mannichfachen Verbindungen mit sehr verschiedenartigen Kreisen, niemals einer literarischen Clique an. Dieselbe tiefere Bildung, die in den Augen gewisser Privatdozenten neuesten Stiles als absolut unzulänglich und wertlos galt, war großen Gruppen der literarischen Berufsgenossen höchst unbequem. Sie legte ihm selbst und andern Verpflichtungen auf, welche den Leuten, die mehr auf hohen Lohn als auf gute Leistungen sehen, immer höchst unbequem blieben. So galt Schücking längst, ehe er die Grenze des Alters erreicht hatte, gewissermaßen für eine veraltete Berühmtheit.

Doch selbst hiermit ist die Summe der Gründe nicht erschöpft, die diesem Schriftsteller eine Zwischenstellung anwiesen. Denn auch diejenigen, welche ein lebendiges Interesse an ihm hegten und gar wohl wußten, daß er wirkliches Talent, eine umfassende Bildung, seltene Kenntnis eigentümlicher Lebensverhältnisse und Menschencharaktere, eine ehrenhafte und lautere Gesinnung besaß, waren der Fülle seiner Arbeiten gegenüber keineswegs immer in der Lage, sich daran zu erfreuen und rückhaltlos zu genießen. Schücking war zwar eine dichterische Natur, und seinen besten Schriften fehlt ein Hauch echt poetischer Stimmung, poetischen Empfindens nicht. Gewisse Partien seiner Romane, namentlich einzelne Anfänge, entfalten eine Kraft und Plastik der Gestaltung, welche viel mehr erwarten und hoffen läßt, als die Durchführung leistet. Die Kraft Schückings gehörte zu den Kräften, welche selten konzentriert wurden, der moderne Fluch allzuhastiger Produktion lag auch über ihm, obschon, soviel wir sehen können, ihn, den ernsthaften Westfalen, das äußere Bedürfnis und das Verlangen nach Luxus oder Genuß, nicht in der Weise beherrscht und gespornt haben, wie so viele andre Talente der Zeit. Karl Hillebrand sagt in jener vortrefflichen Charakteristik der französischen Literatur und Gesellschaftszustände, welche dem zweiten Bande seiner „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III.“ vorausgeht, ein Wort, welches ohne weiteres auf unsern Autor Anwendung leidet. „Ist es immer schwer, die Linie zu ziehen, welche die Erzeugnisse reinen Geschäftsinnes zur Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses von den Werken trennt, wo sich schon eine künstlerische Absicht zugesellt, so war es schwerer als je bei der ungeheuern Produktion einer Zeit, in welcher Gutes und Böses so nahe beisammen lag, sich so oft gegenseitig durchdrang, eines Geschlechtes, das zugleich so Hohes erstrebte und sich von so Niederen hinreißen ließ, dem es so schwer gemacht war, der reinen willenlosen Anschauung zu leben, das immer und immer wieder zur Teilnahme am Tages-

Grenzboten IV. 1883. 24

kampfe gedrängt wurde.“ Levin Schücking stand, wie die neuern französischen Autoren, die Hillebrand hier im Sinne hat, in der Mitte zwischen den poetischen Künstlern und der großen Menge bloßer Unterhaltungsschriftsteller, welche in hergebrachten Formen, mit überlieferten Mitteln arbeiten und deren Erzählungen namentlich jenem Spiele mit bunten Glasstücken gleichen, die geschüttelt und in immer neuen Verbindungen vor das Auge gebracht werden. Die reine willenslose Anschauung war bei Schücking nicht dürftig, aber er ließ sich allerdings durch die Forderungen des Tages oft genug von ihr hinwegdrängen. Und es gelang ihm nicht, in einigen größern, wahrhaft vertieften und ausgereiften Werken seine Besonderheit scharf und rein von der Mehrzahl scheinbar Gleichstrebender abzuheben. Vom großen Publikum ist Unterscheidung garnicht zu erwarten, wir sind überzeugt, daß Schücking zum weitaus größten Teile Leser gehabt hat, die seinen Romanen und Erzählungen den Platz neben den plattesten und alltäglichsten Unterhaltungsschriftstellern anwiesen und niemals merkten, daß in diesen Gebilden eine reichere Anschauung, ein vornehmerer Geist enthalten waren. In Frankreich und England sind dergleichen Schriftsteller häufiger und in gewissem Sinne besser am Plage als bei uns. Auch die Gebildetsten verzeihen es dort leichter, wenn sich eine poetische Natur nicht zur höchsten Wirkung und jenen Schöpfungen konzentriert, welche die Bürgschaft der Dauer in sich tragen. Auf der andern Seite wissen sie Unterschiede zu machen und Belletristen, die Geist, poetische Anlagen und eigentümliche Lebensanschauungen besitzen, von bloßen Buchmachern, die den schlechten Instinkten der Halbbildung und flachen Zerstreuungssucht dienen, wohl zu trennen.

Levin Schückings Eigenart wurzelte zum guten Teil in dem Boden, dem er entstammte. Da die obenerwähnten Erinnerungen jedenfalls bald als selbständiges Buch erscheinen werden, so können hier wenige Andeutungen genügen. Der Schriftsteller war am 6. September 1814 zu Klemenswerth in der Nähe von Meppen geboren. Zur Zeit seiner Geburt war die neue Verteilung des alten Münsterlandes bereits eine definitive, aber das Gefühl ursprünglicher Zusammengehörigkeit lebte in den Bewohnern des ehemaligen Bistums, eines der wenigen geistlichen Staaten des alten Reiches, die eine bedeutende und im ganzen nicht ungewöhnliche Geschichte hatten, entschieden noch fort. Beziehungen und Verbindungen seiner Eltern wiesen nach Münster, wo er das Gymnasium besuchte und von wo aus er häufig nach Rurschhaus, dem Sitz der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, kam. Von seiner Knabenzeit an und bis zu ihrem Tode im Jahre 1848 blieb er mit dieser hervorragendsten und originellsten aller deutscher Dichterinnen in sehr intimer Verbindung. Das kleine biographische Denkmal, das er ihr gestiftet, gehört zu Schückings besten literarischen Arbeiten und ist an frischer Wiedergabe der persönlichen Erscheinung und feinsinniger Würdigung der Begabung Annetens von den ausgeführteren Lebensbildern weder erreicht noch übertroffen worden. Im Elternhause wie in

dem Lebenskreise der Dichterin machte sich Schücking den ganzen Schatz von Überlieferungen und Erinnerungen zu eigen, welcher aus dem ehemaligen Münsterischen Staate stammte. Geschichte, Sage, Natur, Sitte, Volksart der engeren Heimat, mit der das ehemalige Kurköln und der ganze Komplex jener kleinen geistlichen und weltlichen Staaten in Verbindung und Bezug gestanden hatten, die hier im Nordwestwinkel des Reiches die bunte Mannichfaltigkeit des Südwestens wieder holten, gaben ihm Eindrücke, welche für seine literarischen Anfänge ausreichten und welche sich auch in der Folge stärker und nachhaltiger erwiesen, als alle spätern Anschauungen, die er erwarb.

Schücking, der das Mißgeschick gehabt, seine hochbegabte Mutter Katharina Schücking (Annette Drostes Freundin) früh zu verlieren, studirte die Rechte und bereitete sich auf das juristische Examen vor. Da ward er, weil der Teil des Münsterlandes, in dem seine Wiege gestanden, bei der großen Teilung zu Anfang des Jahrhunderts nicht mit an Preußen, sondern zuerst an Arenberg und danach an Hannover gefallen war, zurückgewiesen. Ob die Entscheidung unabwendbar gewesen wäre, läßt sich nicht sagen. Dem jungen für die Literatur schwärmenden und die Freiheit einer rein literarischen Laufbahn ersehenden Manne gab sie einen willkommenen Vorwand, seinen Entschluß als einen notgedrungenen und unabwendbaren anzusehen. Mit Erzählungen, Gedichten und mit dem Buche „Das malerische Westfalen“ (einer Abteilung des unter dem geschmacklosen Titel „Das malerische und romantische Deutschland“ damals in Leipzig erscheinenden, mit schauerhaften Stahlstichen verzierten Werkes) debütierte er. Die poetische Jugend Schückings fiel nun in die Tage des jungen Deutschlands. Die geistigen Elemente, welche in dieser Zeit die herrschenden waren, schienen gar keine Mischung mit jenen Elementen zuzulassen, welche Schücking von Haus aus mitbrachte. Doch gab es eine gewisse Vermittlung und Verbindung: zahlreiche Glieder auch der westfälischen Aristokratie hatten der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts nahe gestanden und die französische Bildung der Encyclopädistentage hatte auch im gläubigen katholischen Boden des Münsterlandes Wurzel gefaßt. Eine bewegliche Natur wie die Schückings konnte manche Widersprüche mit einander versöhnen und vermitteln. Seine nächsten Umgebungen, namentlich die treubesorgte poetische Freundin, waren inzwischen bemüht, ihn durch allerhand Auskunftsmittel vom Betreten der Schriftstellerlaufbahn (der Journalistik namentlich) zurückzuhalten.

Schücking übernahm denn auch willig eine Art von Bibliothekarstellung auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee, wo er in der Bibliothek des gelehrten Freiherrn Josef von Laßberg sich mit Leben und Literatur des deutschen Mittelalters vertrauter machte, als er es bis dahin gewesen war, und darnach die Würde eines Erziehers der beiden Söhne des Fürsten Wrede. Er trat in beiden Stellungen immerhin ganz andern Lebenskreisen näher, als diejenigen waren, welche die „Literaten“ der dreißiger und vierziger Jahre mit ausgesprochener

Vorliebe aufzusuchen pflegten. Aber die Neigung für eine rein literarische Existenz ward dadurch nicht besiegt, und nach seiner Verheiratung mit einer gleichfalls poetisch begabten jungen Dame, Fräulein Luise von Gall, trat er bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ ein und nahm seinen Wohnsitz einige Jahre hindurch in Augsburg. Von dort siedelte er nach Köln über und leitete mehrere Jahre hindurch das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung.“ In diese Zeit fielen auch seine Wanderjahre im weitern Sinne; Paris und Rom, die er nicht bloß von außen sah, sondern auch gesellschaftlich kennen lernte, fesselten ihn längere Zeit. Über seine italienische Reise hatte schon das Buch „Eine Römerfahrt“ berichtet, welches im Strudel von 1848 unterging, über Erlebnisse und interessante Begegnungen der ganzen mittleren Periode von Schückings Leben teilen die mehrerwähnten Lebenserinnerungen präensionslos viel Interessantes mit.

Von 1852 wohnte Schücking abwechselnd in Köln, Münster und auf einem ihm gehörigen Gute Sassenberg bei Warendorf. Die Sammlung seiner „Ausgewählten Romane,“ welche in zwei Folgen von je zwölf Bänden (1864 und 1874) erschien, bedeutete keineswegs einen Abschluß seines literarischen Lebens. Fast alljährlich verließen neue Schriften des Autors, wie schon angedeutet, sehr ungleichen Wertes, die Presse. Die Lust des Fabulirens blieb in ihm mächtig, auch nachdem er längst ausgesprochen, was es ihn zu sagen drängte, und die Schückingsche Produktion ging daher zuletzt beträchtlich mehr in die Breite als in die Tiefe. Aber immer fuhr er fort, der Literatur wirkliche Dienste zu leisten, seine Übertragung von Rousseaus „Bekenntnissen,“ seine Thätigkeit für Herausgabe der letzten Gaben seiner Freundin Annette von Droste-Hülshoff, das Lebensbild derselben, eine Reihe seiner Aufsätze und Kritiken für die „Allgemeine Zeitung“ und die „Kölnische Zeitung,“ seine Bilder aus Westfalen und mancherlei andre Arbeiten wogen ein paar oberflächliche Romane und Novellen wohl auf. Und überdies gehörte er auch darin zu den schwer zu charakterisirenden Talenten, daß er nach einer Folge von flüchtigen Produkten wieder Bedeutendes hervorzubringen wußte. Zwei seiner besten und gehaltreichsten Romane „Luther in Rom“ und „Die Heiligen und die Ritter“ gehörten der Spätzeit an. Wie seine letzten Lebensjahre verliefen, wissen wir nicht, jedenfalls wird es ihm bis zuletzt nicht an Freunden gefehlt haben, deren einer das von ihm selbst entworfene Lebensbild vervollständigen und ergänzen mag.

Levin Schückings Erstlingsromane erschienen in den vierziger Jahren: „Ein Schloß am Meer“ 1843 und „Die Ritterbürtigen“ 1845. Sie gehörten der Übergangszeit zwischen den Tendenz- und Reflexionsprodukten der jungdeutschen Periode und zwischen den Bestrebungen an, sich wärmer und inniger an die Erscheinungen hinzugeben, die in die poetische Anschauung fielen. Schücking war nicht völlig frei geblieben von den Einwirkungen des kapriziösen, unerquicklich journalistischen, nach Geist haschenden Stils der eben verflossenen Zeit.

Wenn er einen französischen Emigranten zu schildern hatte, versagte er sich Wendungen wie etwa: „Mit einer wunderbaren Geistesbeweglichkeit wußten sich diese Franzosen in jede Lage zu finden; ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, ließen sie sich zu jeder Arbeit herab, und ein solcher Marquis=Strohkästchenmacher blieb eine ebenso vornehme und Achtung fordernde Gestalt, als er früher gewesen, wo er noch nie mit anderm Stroh umgegangen als mit dem leeren allenfalls, das er damals gedroschen,“ eine Wendung Theodor Mundts würdig, keineswegs; er schachtelt, wenn es den Grafen Vittorio Alfieri in seinen Roman einzuführen gilt, ohne jede poetische Form einen ganzen Auszug aus des Dichters Selbstbiographie ein, er verflücht eine Fülle von Reflexionen in seine Darstellung. Doch andererseits wieder, wie vorteilhaft unterschied sich die Jugendarbeit „Ein Schloß am Meer“ von den Reisenovellen und Gedankensymphonien der damaligen Modeschriftsteller! Eine Fülle eigentümlichen Lebens, interessante Gestalten, mit denen die Phantasie des Knaben genährt war, eine romanhafte Erfindung, die jugendlich unreif heißen mochte, aber einer gewissen Natürlichkeit nicht entbehrte, Sprachen für Schückings Begabung.

Wenige Jahre später erscheint diese Begabung gereift in dem Romane „Der Bauernfürst“ (1851). In gewissem Sinne blieb er die beste Schöpfung des Schriftstellers: eine so prächtig=kräftige, bedeutungsvolle und farbenreiche Exposition, wie sie der genannte Roman zeigt, hat keine andre Schückingsche Erzählung. Die Entwicklung und der Ausgang entsprechen der ersten Anlage nicht ganz, doch offenbart sich das eigentümliche Streben Schückings, den historischen Roman ganz in einen Phantasieroman umzuwandeln, hier in der gewinnendsten Weise. Er zeichnet den Hintergrund mit wenigen charakteristischen Strichen, versetzt den Leser sehr rasch auf das Terrain, auf welchem seine Erfindungen spielen, nimmt aber die Hauptteilnahme niemals für die Zustände, sondern immer für die Menschengestalten und ihre besondern romanhaften Schicksale in Anspruch. Gerade der „Bauernfürst“ ist es, der uns eine gewisse Leichtigkeit des Schückingschen Talents, ein Verschwinden gleichsam der originellen Anschauungen, die der Autor besaß, beklagen läßt. Die Erfindung dieses Romans hätte eine sorgfältigere Ausführung jedenfalls verdient.

Auch der nächste Roman „Ein Staatsgeheimnis“ (1854) stellt wieder auf historischem Hintergrunde ein eigentümliches Abenteuer dar. Der Schauplatz sind die linksrheinischen Lande, die Zeit die letzten Jahre von Bonapartes Konsulat, in der alle Welt jeden Tag erwartet, daß der erste Konsul sich zum Kaiser aufwerfen wird, das Ganze selbst ist die sehr glänzende und geistig belebte Ausführung jener Abenteuer, welche der angeblich aus dem Temple gerettete, am Leben gebliebene Dauphin von Frankreich (der Uhrmacher R. W. Naundorf) als seinen Lebensroman erzählte. Sowie man die Berichte des angeblichen Ludwigs XVII. als wahr betrachtet (und das scheint unser Autor allen Ernstes gethan zu haben), ergibt sich gleichsam von selbst eine spannende Verwicklung,

eine große und mannichfaltige Intrigue, welche in den unhistorischen Kreisen des Lebens spielt, doch überall auf die historischen hinausweist. Schücking ging zufolge seiner Auffassung des Romans derartigen Stoffen nicht aus dem Wege. Das Abenteuerliche, Geheimnisvolle, Unerklärte hatte für ihn wie für seine poetische Freundin Annette von Droste einen unwiderstehlichen Reiz. Während sich die Dichterin mehr dem zuwandte, was mit den Nachseiten der Natur und dem Hereinragen einer andern Welt in die unsre zusammenzuhängen schien, suchte der Romanschriftsteller mit Vorliebe die Rätsel in der Geschichte, im Menschenverkehr auf. Schücking hatte jenen naiven Zug der Erzähler andrer Zeit, welche dem Seltsamen, erst allmählich Aufzuhellenden einen gewissen Vorzug gaben. Gerade in dem Roman „EinStaatsgeheimnis“ macht sich aber auch wieder geltend, wie er dergleichen Dinge zu beleben verstand und wie sie ihm als Basis für eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gestalten dienten. Gegenwärtig, wo die Söhne Naundorfs als angebliche Prinzen von Bourbon einen Aufruf an Frankreich erlassen haben und gegen die Ansprüche des Grafen von Paris protestiren, vermöchte der vergessene Roman wieder eine gewisse, freilich nicht dem Kunstwerk geltende Teilnahme zu finden.

Unter den nächstfolgenden Romanen „Die Sphinx“ (1856), „Günther von Schwarzburg“ (1857), „Der Held der Zukunft“ (1859) müssen wir dem letztgenannten dem geistigen Gehalt nach den Vorzug geben. Er gehört zu den kürzeren Romanen des Schriftstellers, aber zu denen, in welchen er einen bedeutenden Teil seiner reichen Lebenserfahrungen und seiner Empfindungen über die Lebenserscheinungen der Gegenwart aufgenommen hat. Die Erfindung hat hier nichts Abenteuerliches, sonderlich Ungewöhnliches, doch die Charakteristik ist tiefer und lebendiger und die poetische Stimmung anheimelnder als in zahlreichen Romanen, welche Bilder aus der Gegenwart geben. „Der Held der Zukunft“ ist offenbar unter den Eindrücken jener ersten fünfziger Jahre entstanden, in denen die Gemüter nach einer Trostformel für das Scheitern aller ein paar Jahre früher gehegten politischen Hoffnungen suchten. Der Titel hat einen ironischen Beigeschmack, insofern wenigstens ein Held der Zukunft, der zum Tode verurteilte Demokrat und Sozialist Wallheim, einen gewaltigen Umschlag erlebt, als er die Entdeckung macht, daß er ein Reichsgraf von Merwing ist. Der tiefere Grundgedanke des Werkes ist, daß das bloße Streben der Gegenwart, das leidenschaftliche Verlangen nach der That schlechthin, ohne tieferes Seelenleben und Gemütsanteil, ohne innere Hingabe des Menschen an sein Thun in der gleichen Weise verödet, wie die bloße Beschaulichkeit und jenes Innenleben, das nur ein verfeinerter thatunkräftiger Egoismus ist. Gewisse leise Einwirkungen von Gutzows „Rittern vom Geist“, die um jene Zeit in großem Ansehen standen, sind nicht zu verkennen, aber die feine Natur Schückings bildet auch diese Einwirkungen um und giebt mit wärmerem Anteil an seinen Gestalten und unendlich größerer Knappheit ein sehr lebendiges Zeitbild. Eigen-

tümlich ist dem Roman die Polemik gegen eine gewisse Sachseitigkeit, die zur Zeit seiner Entstehung eben anfang als Evangelium verkündet zu werden. „Nicht Hugo ist es, sondern Manfred, der mir die rechte Antwort auf unsere alte Lebensfrage gegeben,“ sagt die Heldin, Gräfin Constanze Merwing, nachdem sie in Italien die Frau des Malers Manfred Walpott geworden ist, zu ihrem Verehrer, dem Erbprinzen August. „Sie ist schwer in Worte zu fassen. Beobachten Sie ihn und beobachten Sie jenen andern jungen Mann aus unserm Vaterlande dort. Er ist auch ein Künstler, er ist Dichter. Ihr gnädigster Vater hat sich ihm so gnädig erwiesen, ihm ein Reisestipendium zu geben, damit er Italien sehen könne. Das führt ihn zu uns. Aber ich glaube, er wird aus Italien heimkehren, wie er hingegangen ist. Er ist ein Strebender, er strebt rastlos mit allen Kräften seiner Seele, ein großer Poet zu werden. Aber auch nur das. Er denkt nur an Stoffe für seine Gedichte, an Bilder für seine Gedichte, an Reime für seine Gedichte. Weder die andern Künste, noch das Leben der Völker, noch die Verhältnisse der Einzelnen gewinnen ihm irgendein Interesse ab. Und so bleibt er bei allem Streben eine dürstige Natur und wird sein Ziel nicht erreichen. Anders Manfred. Er strebt auch, er strebt mit intensiver Kraft vorwärts auf der Bahn zum höchsten Ausdruck des Schönen. Aber er hält dabei Ruhepunkte inne, welche ihm zu neuen Ausgangspunkten werden; er hält sein großes Auge offen für die Betrachtung, er verschließt sich keiner Erscheinung des Lebens und keinem Rufe der Zeit. Er gönnt seiner Seele Ruhe, die Ruhe, zu wachsen. Oft wirft er das Handwerksgerät fort, wir machen kleine Reisen und suchen die schönsten Punkte Italiens auf, oder wir lesen zusammen und suchen große Bilder oder große Gedanken in uns aufzunehmen, die unsere Anschauung erweitern.“ Der Protest der Bildung gegen die rohe Einseitigkeit, den der Roman unsers Autors erhielt, verhallte natürlich ungehört wie tausend ähnliche Proteste. Freilich läßt sich nicht sagen, daß Schücking vermocht hätte, ihm einen starken, zwingenden Ausdruck zu geben. Bei diesem wie bei manchem andern Buche des Autors treten wir immer wieder an die Frage heran, wie weit Schückings poetisches Vermögen, seine Vertiefungs- und Konzentrationskraft gereicht haben? Denn das Höchste, auch nur in dem Sinne, wie es Zimmermann in den „Epigonen“ und im „Münchhausen“ erreicht hat, läßt uns die gebildete Auffassung und Darstellung des Schriftstellers doch immer vermessen. Es ist auch hier, als hätten wir nicht sowohl ein völlig ausgestaltetes, gleichmäßig durchgeführtes Bild, als vielmehr eine geistvolle, vielversprechende Skizze vor uns.

Unter den nächstfolgenden Werken Schückings „Die Marktetenderin von Köln“ (1861), „Historische Novellen“ (1862), „Frauen und Rätsel“ (1865), „Eine Künstlerleidenschaft“ (1867), „Die Malerin aus dem Louvre“ (1869) verdient der erstgenannte Roman den Vorzug. Alle diese Arbeiten aber hinterlassen den Eindruck, daß bei dem Autor Zeiten einer gewissen Ermattung, eines

geistigen Ausruhens eintraten, die er doch nicht nach seiner eignen Theorie zu Ruhepunkten der Seele benutzen wollte oder — konnte. Erst am Ausgange der sechziger und Eingange der siebziger Jahre beginnen einige seiner Produktionen wieder aus der großen Anzahl derer herauszuragen, in denen sich Schücking trotz all seiner Feinsinnigkeit und Bildung, trotz aller Klarheit seines Stils und einem gewissen Fonds von Lebensbeobachtung und Lebenserfahrung, den er auch auf die leichtesten Arbeiten verwendete, der Leihbibliothekenliteratur bedenklich näherte. Eine bezeichnende Probe für die Art, in welcher der Schriftsteller dem Unterhaltungsbedürfnis auf seine Weise genügt, haben wir in dem Roman „Verschlungene Wege“ (1867) vor uns. Hier ist es wieder einmal die Schilderung heimatlicher Besonderheiten, jener äußersten westdeutschen Landschaften, die von zehntausend andernwärts gebornen Deutschen immer nur einige erblicken, der Emslande und der westfälischen Ebene, der eigentümlichen Menschencharaktere und Sitten, welche sich in ihnen erhalten haben, was einer abenteuerlichen und keineswegs durch besondern geistigen oder leidenschaftlichen Gehalt ausgezeichneten Familiengeschichte nicht sowohl eine höhere Bedeutung als einen gewissen Reiz verleiht. Es ist interessant, an dieser wie an andern Schückingschen Erzählungen zu beobachten, daß die Mitwirkung der angedeuteten Schilderungselemente an der Originalität eines Romans immerhin nicht gering ist. Unseres Wissens hat noch niemand versucht, die neuere deutsche Romanliteratur auf ihre ethnographischen Teile hin zu betrachten und den Einfluß von „Land und Leuten,“ um mit Niehl zu reden, auf die Phantasie der Dichter und Erzähler genauer zu untersuchen. Bei einer Charakterisirung der landschaftlichen Bestandteile, umfassender Lebensdarstellungen würden Schückings Romane Westfalen und das gesamte Land am Niederrhein in hervorragender Weise vertreten. Aber freilich wäre es bedenklich, darauf allzu großes Gewicht zu legen, die Empfindung für das, was von der einzelnen Kunstgattung zu erwarten und zu fordern sei, ist ohnehin schon unklar genug — sehe jeder zu, daß er nicht, statt zu besserer Erkenntnis der schaffenden Naturen, zu noch sinnloseren gestempelten Kunstphrasen Anlaß giebt, als ohnehin im Schwange gehen.

Eine wesentliche tiefere Idee und eine künstlerisch weit bedeutendere Ausfüh-
 führung muß dem historischen Roman „Luther in Rom“ (1870) zugesprochen werden. Bekanntlich hat der deutsche Reformator in Geschäften seines Ordens Rom besucht und wenige Jahre vor dem Beginn des folgenschweren Ablaßstreites mit Tezel die päpstliche Stadt im höchsten Glanze ihrer Herrlichkeit, als Mittelpunkt der gewaltigen literarischen und künstlerischen Kultur der Hochrenaissance, des Luxus und des schwelgerischen Genusses gesehen, welche jenen Jahrzehnten eigen waren. Mit sicherem Instinkt hat Levin Schücking herausgeföhlt, daß in dieser Anwesenheit des einsamen deutschen Mönches, des asketischen Augustiners, in der Prachtstadt Julius' II. und Leo's X. einer der größten weltgeschichtlichen Gegensätze Fleisch und Blut gewonnen hat und ein poetisch dar-

stellbares Erlebnis geworden ist. Die spärlichen Berichte, welche wir über Luthers Aufenthalt in Rom besitzen, legen zudem dem Dichter keinen Zwang auf, er darf seiner Phantasie gestatten, dem Wittenberger Mönch und Professor so viel von den Eindrücken Roms zu geben, als mit der Naturwahrheit und der psychologischen Wahrscheinlichkeit vereinbar sind. Der Vorwurf war so groß, daß das poetische Vermögen und die gestaltende Kraft Schückings sich ihm nicht völlig gewachsen zeigt. Aber der ganze Roman ist nicht nur durch jenen lebendigen Fluß der Darstellung und jene leichte, frische Schreibweise ausgezeichnet, welche wir fast immer bei ihm finden, sondern enthält auch Partien von echt poetischer Schönheit und glänzendem historischen Kolorit. Dazu zählen wir namentlich die Charakteristik der Gräfin Corradina, des Signor Callisto, das Auftreten Rafael Santis und einige verwandte Episoden. Es war im höchsten Maße charakteristisch, daß sich der völlig unter katholischen Anschauungen und Auffassungen erwachsene Schücking, angesichts des bevorstehenden vatikanischen Konzils gedrängt sah, der Person und Sache Luthers näherzutreten und sich in die Stimmungen hineinzuleben, die im sechzehnten Jahrhundert den großen Glaubenskampf und die Trennung des deutschen Volkes von Rom veranlaßt hatten.

Den größten Anlauf in seiner späteren, allzusehr in die Breite wachsenden Produktion nahm Schücking in dem umfassenden Roman „Die Heiligen und die Ritter“ (1873). Hier stand er wiederum auf heimatlichem westfälischen Boden und mitten in der Gegenwart. Aber diesmal handelte es sich nicht um eine Familiengeschichte oder um noch so eingehende Sittenschilderungen. Soweit der moderne Romandichter der Forderung, ein Weltbild aufzustellen, überhaupt nachzukommen vermag, giebt hier der Schriftsteller ein solches. Und zwar ist dasselbe von eigenster Empfindung und Leidenschaft erfüllt. Der ungeheure Konflikt, in welchen die Kirche mit dem Dogma des Jahres 1870 und mit ihrer fortschreitenden Romanisirung tausende von gläubigen Katholiken versetzte, und welchen der Sohn der roten Erde in seiner ganzen Schwere und Tiefe mitempfunden hat, ist hier in seiner Wirkung auf die grundverschiedensten Naturen und Lebenskreise dargestellt. Das abenteuerliche Element, das in keinem der Romane Schückings ganz fehlt, ist in diesem, wenigstens in den ersten und besten Teilen des Werkes, ganz in den Hintergrund gedrängt, um der lebendigen Wiedergabe von Lebensschicksalen und Charakteren Raum zu lassen, in denen der gedachte Konflikt verkörpert ist. Die Exposition des Buches muß vorzüglich genannt werden, und leise, aber bestimmt und dann immer stärker, immer energischer schlägt Schücking die Töne an, welche durch „Die Heiligen und die Ritter“ hindurchklingen sollen. In den Gestalten des Bischofs von Sebenstein, des Pfarrers Gerwin, des Fräuleins Ludmilla von Nechtenberg, des Freiherrn von Bungenhausen sind die verschiedenen Wirkungen, welche die neueste Phase des Ultramontanismus auf gläubige deutsche Katholiken gehabt, mit feiner Abstufung und zum Teil ergreifend dargestellt. In der Gestalt des aristokratischen, von der Poesie des Glaubens

glutvoll durchdrungenen Bischofs hat Schücking den bedeutendsten Vertreter der alten Kirche, dessen wir uns aus seinen Dichtungen erinnern, geschaffen. Wie prachtwoll und aus dem tiefsten Herzen heraus klingt der Ton des Bischofs, wenn er seinen Überzeugungen über die Zukunft der Kirche Worte leiht. Er verteidigt gegen den echt konservativen Grafen Kinkerode die Agitationsmittel der streitenden Kirche. „Wenn die Welt von heute noch die alten Gesellschaftszustände kannte, würde ich mit Ihnen sprechen: Der Priester gehört an den Altar und in die Kirche, nicht auf die Rednerbühne von Vereinen, welche die Gefahr, sich zu Klubversammlungen zu gestalten, in ihrem Schoße tragen mögen. Unsere Gesellschaftszustände aber sind in einer großen und raschen Umwandlung begriffen — der Mörtel des alten Gebäudes ist überall zerbröckelt und fällt aus allen Fugen heraus. . . . Wir haben das Schauspiel einer Auflösung vor Augen, wie sie noch nie gewesen: alle irdischen Autoritäten sind bis in den Grund erschüttert; die einzelnen Länder sind durchwühlt vom Hader der Parteien, die sich von einander nur dadurch unterscheiden, daß die eine weniger bewußt und ausgesprochen als die andre die atomistische Zerfetzung des alten Staatengebildes erstrebt. In den romanischen Ländern werden wir nach wenig Jahren den Sieg des republikanischen Prinzips erleben; in den germanischen arbeitet der egoistische Individualismus, der dem Massenabfall vom Christentum gefolgt ist, auf das Chaos hin. Wie wird sich unter solchen Umständen die Zukunft gestalten, eine Zukunft voller Stürme und wilder Gährung, in der die alten Errungenschaften der durch das Christentum geleiteten Zivilisationsarbeit verloren gegangen sind, die unantastbare Obrigkeit mit ihren Zuchtmitteln noch viel mehr verschwunden ist als heute in Amerika, dem Richter für seine Themischaalen die Gewichte geraubt sind, dem Viktor seine Fasces — eine Zukunft, wo das bellum omnium contra omnes dem Einzelnen nur noch den Rechtsboden übrig läßt, den er verteidigen kann und mit dem rohen Triebe der Selbsterhaltung rücksichtslos verteidigt! Nichts wird mehr feststehen, nichts mehr die Sturmflut jener Tage überdauern als das letzte Element der Ordnung, als die Kirche; sie wird die Schwachen, die Schutzbedürftigen zu sich flüchten sehen — die Starken, aber vereinzelt werden sich um sie sammeln, die ohne Haupt und Führer sind, werden sich ihrer Leitung hingeben; mit einem Wort: die Kirche wird den Kristallisationspunkt für alle Elemente bilden, welche Ordnung, Zucht, Rechtsschutz und Ruhe für die heimgesuchte Menschheit verlangen, und wird an ihrer Spitze diese Güter erkämpfen und der Welt gewähren. Es wird das keine neue Erscheinung sein. Wie sie naturgemäß ist, wird sie in Zeiten, welche denen ähnlich waren, denen wir entgegengehen, bereits ans Licht getreten sein. Betrachten wir die Periode der Völkerwanderungen, so erblicken wir die Fürsten der Kirche, die einzelnen großen und mit der Kraft Gottes erfüllten Bischöfe als die Schützer, Retter, Wiederhersteller der Gesellschaft. So war es namentlich in Gallien, als die Hunnen es unter Attila überschwemmten und der Bischof

Magnanius der Ketter Aurelianius ward; so sammelte der große Bischof Ulfilas einen Teil der Gothen um sich, und ordnete ihr christliches Staats- und Volksleben im Drang und Sturm seiner Tage. Als Krystallisationspunkt für die Elemente der Wiederherstellung wird der Bischof der Zukunft eine große Mission erfüllen; im Bewußtsein dieser Mission mag er schon heute der Welt zeigen, was sein apostolisches Amt ihm einst gewähren wird."

Furchtbar kontrastirten mit diesem königlichen Stolz und dieser heiligen Überzeugung der Ausgang des Bischofs und die Erkenntnis, welche den Edelsten und Besten seiner Gläubigen, deren Repräsentanten der junge Bungenhausen und Gerwin von Turgern sind, über die eigentliche Natur der letzten kirchlichen Bewegungen wird. Der Schriftsteller steht hier durchaus auf dem Boden des Ultrakatholizismus; er kann daher seinen Helden, wenn er sie nicht wie den Bischof in Wahnsinn enden lassen will, die Verzweiflung an und den Abfall von der Kirche nicht ersparen. Nun läßt sich nicht verkennen, daß Schücking bei allem Verständnis für die gewaltige Macht und das ethische Pathos der Kirche doch kein rechtes Verständnis für die Momente gewonnen hat, kraft deren die Mehrzahl der Katholiken auch nach 1870 bei der Einheit und in der Disziplin der Kirche verblieben ist und ohne Zustimmung zu den Anschauungen und Plänen der Gesellschaft Jesu doch den Schritt zur protestantischen Anschauung hinüber nicht gewagt hat. Doch nicht das ist, warum wir dem Buche „Die Heiligen und die Ritter“ gegenüber mit unserm Schriftsteller rechten müssen. Der Reichtum der Lebensanschauung und die Freude am naiven Schaffen werfen ihren besondern Glanz auch auf diesen, wenn man will, Tendenzroman. Gestalten wie die des prächtigen Junkers Erich von Turgern, dessen Liebe und Ehe mit der Bauerntochter Marianne vom Lendruper Hofe zu Schückings besten Erfindungen gerechnet werden muß, wie die lebensvolle Prinzessin Justine, Gestalten selbst wie Mathilde von Kinckrode, Erfindungen wie die beiden Haupthandlungen des Romans hätten ein gutes Recht, künstlerisch völlig ausgestaltet und durch keinerlei Beiwerk weder reflektirender noch äußerlich romanhafter Natur in ihrer Wirkung beeinträchtigt zu werden. Nun geschieht aber auch hier, was bei Schücking so oft die letzte Vollendung gehindert hat: er schlingt und verknüpft eine Menge von Fäden, die er dann hastig und ohne innere Notwendigkeit entwirren muß, er zieht in dem Bestreben, den Leser mittlern Schlages durch die angeblich unerläßliche „Spannung“ zu befriedigen, ganz äußerliche und unausgereifte Konflikte herein. Schon das Verhältnis des abenteuerlichen Barons Soldesca zu dem ältern und jüngern Bungenhausen und der Verzweiflungsentsehluß des ältern ist zwar nicht psychologisch unmöglich, aber es müßte, um wahrscheinlich und anteilerverweckend zu wirken, doch ganz anders gestaltet und detaillirt sein. Die Komposition ist breiter, mannichfaltiger, polyphoner, als die Kraft und Kunst Schückings sie durchzuführen vermag. So ist es denn auch unausbleiblich, daß der Schluß des Buches überhastet erscheint: die Seelenkämpfe des Bischofs von Sebenstein

werden uns nicht vorgeführt, sondern es wird uns bloß berichtet, daß sie stattgefunden haben. So drängt sich jenes rein prosaische, journalistische Referiv-
element, welches in der modernen Belletristik eine so ärgerliche Breite erlangt hat, auch in dies gehaltvolle Buch Schückings herein.

Das Beste, was der Schriftsteller in seinen letzten Lebensjahren geschrieben hat und was seinen Namen jedenfalls erhalten hilft, sind die mehrerwähnten „Erinnerungen“ des eignen Lebens. Wer außerdem nach Zeugnissen eines innern Daseins verlangt, welches neben der Arbeit des Tages sich fortspannt und dem Dichter die Frische erhielt, die fast bis zuletzt in seinen Arbeiten waltet, der sei an die unbeachtet gebliebenen „Gedichte“ Schückings (1846) und an das dramatische Gedicht „Ein Redekampf in Florenz“ (1854) erinnert. In den erfolglosen Werken gewisser Naturen erhalten sich oft Eigenschaften und Elemente, die in den erfolgreichen entweder ganz verschwunden oder doch, wie es in Schückings letzten Erzählungen oft der Fall war, allzusehr verflüchtigt sind. Nach seinem Tode, dünkt uns, hat ein Autor wie dieser immer das Recht, in seiner Totalität erfaßt und darum auch diejenigen Schöpfungen beachtet zu sehen, mit denen er in Literaturgeschichtsabrisse und Konversationslexicis nicht „rubriziert“ ist.

*



Die Publikationen der Berliner Museen.



Das Jahr 1878 bezeichnet einen folgenreichen Wendepunkt in der Geschichte der königlich preussischen Kunstsammlungen. Am 19. November erließ der Kronprinz in Stellvertretung seines kaiserlichen Vaters das neue Statut, welches die Befugnisse der Abteilungs-
direktoren feststellte und überdies präzise Bestimmungen über die Kommissionen von Sachverständigen und die Verwendung der Fonds enthielt, welche im Stat der Museen zur Vermehrung der Sammlungen ausgeworfen sind. Kurz vorher war der Geheime Regierungsrat Dr. Schöne, bisher vortragender Rat und Dezernent für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium, in der wissenschaftlichen Welt als feinsinniger und geistvoller Archäolog wohlbekannt, mit der Führung der Geschäfte eines Generaldirektors betraut worden. Diese Maßregeln bezeichneten einen völligen Bruch mit der Vergangenheit. Während bisher die Stelle eines Generaldirektors als Sinecure für einen schöngeistigen Hofbeamten galt, welcher sich auf einigen Vergnügungsreisen nach Italien ein gewisses Quantum von Touristenweisheit angeeignet hatte, trat